



Jack Kass Hanna ist kein Araber, sondern Assyrer. Das Volk der Assyrer oder auch Aramäer genannt, ist eine christliche Minderheit aus dem Orient.

FOTO: IH

Vom Bett aus kann Jack Kass Hanna das Sonnensystem sehen. Auf dem großen Poster sind alle Planeten abgebildet: Neptun, Mars, Jupiter, Sonne... Winzig sieht die Erde aus, im Vergleich zu all den anderen Himmelskörpern. „Mein Traum war es immer schon, Astronomie zu studieren“, sagt er mit strahlenden Augen. In Syrien hätte es dafür keine Chance gegeben. Jetzt, sechs Jahre nach seiner Ankunft in Deutschland, hat er sich um den Studienplatz beworben, obwohl unklar ist, ob sich sein Traum überhaupt erfüllen darf. Klar ist hingegen, dass er Köln, die Stadt, die er liebt und die jetzt seine Heimat ist, verlassen wird; nicht aber um seinen Traum zu verwirklichen, sondern um nach Rheinland-Pfalz zu ziehen. Jack will seinem Bruder Johny unbedingt helfen, auch nach Deutschland zu kommen. Die Hoffnung ist, dass Johny sich einen Teil seines Studiums anrechnen lassen und hier, bei und mit Jack vor allem eines kann: leben. Denn noch ist er nicht in Sicherheit.

Der Bruder

Vor zwei Jahren floh Jacks Bruder schon in den Irak, um nicht vom syrischen Militär verpflichtet zu werden. Johny ist eigentlich Zahnarzt, darf im Irak nicht arbeiten, braucht aber jeden Monat 400 Euro allein für die Miete. Zurück nach Syrien kann er nicht. Ein 140 Quadratmeter großes Zuhause – das war es vor der Explosion. Auf einem

Foto, das Jack aufbewahrt hat, strahlt die Sonne am blauen Himmel auf die Wohnhäuser der syrischen Stadt Al-Hasaka. Ein schmaler Grüngürtel zierte die Hauseingänge entlang der Straße. Die Dächer sind flach. Nach der Explosion gibt es keine Dächer mehr und der Himmel trägt keine Farbe. Das Haus der Kass Hanna Familie ist kein Zuhause mehr. Nur manche Mauern stehen noch. Da, wo früher eine Türe war, ist jetzt keine mehr. Jeder kann rein. Stehlen wird aber niemand etwas. Es gibt nichts mehr.

Abgesehen davon, dass das Haus in Schutt und Asche liegt, wäre eine Rückkehr für Johny zu gefährlich, nach Deutschland kann er aber auch nicht. Jedenfalls noch nicht. Er sitzt im Irak fest, ohne Job und ohne finanzielle Mittel und sein Bruder Jack ist hier in Deutschland und kann nichts daran ändern. Das Thema Geld spielt auch für die Eltern der beiden Brüder eine große Rolle. Seitdem der IS durch den Autobombenangriff ihr Zuhause zerstörte, wohnen sie in Latakia, rund 550 Kilometer von Al-Hasaka entfernt bei ihrem dritten Kind, Tochter Ninorta. Dort leben sie von

rund 30 Euro im Monat – das reicht gerade mal, um zwei Tage satt zu werden. Weil Jack sich seiner Verantwortung als ältester Sohn und großer Bruder bewusst ist, schickte er seiner Familie Geld nach Syrien und den Irak, um wenigstens auf diese Art zu helfen.

Als Mathematiker verdiente der heute 31-Jährige gut, doch während seine Kollegen sich über den Urlaub und das Essen echauffierten, dachte er nur daran, was mit seinem Bruder passiert. Er dachte an seine Eltern und daran, ob sie in diesem Moment in Sicherheit waren.

Das Problem

Als Jack seinen Job verlor, hoffte er, er würde rasch etwas anderes finden – doch dann kam Corona und damit auch die Angst der Firmen, neue Mitarbeiter einzustellen. Die Ersparnisse schwanden und wie das manchmal so ist, kam dann alles auf einmal: Jacks Mutter musste dringend operiert werden – 3000 Euro futsch. Johny verlor seinen Pass – das neue Dokument kostete 1000 Euro plus 1000 Euro Strafe, denn die Behörden im Irak werden,

wie Jack sagt, gerne extra entlohnt. 5000 Euro waren dann binnen eines Monats dahin und damit auch alle Geldreserven. Jack nahm einen Kredit auf, aber ewig kann es so nicht weiter gehen. Darum ist es so wichtig, dass Johny nach Deutschland kommt.

Der Anruf

Das Handy klingelt. Johny lernt gerade für das Sprachniveau B1, das er für das Studium in Deutschland benötigt und hat eine Frage an seinen Bruder. „Schlomo“, grüßt ihn Jack. Sie sprechen in einer Sprache, die aus der Welt gefallen scheint: Aramäisch, die Sprache, die Jesus sprach. Jack ist nicht gläubig, er glaubt an die Wissenschaft. „Die meisten Syrer, die ich kenne und eine ähnliche Geschichte haben wie ich, glauben nicht mehr an Gott.“ Das, was Jack erlebte, das soll sich nicht wiederholen. Sein Bruder soll nicht allein und ohne Familie im Irak bleiben müssen, sondern in Deutschland leben dürfen. Auf dem sicheren Weg soll er einreisen dürfen, und nicht wie Jack über das Meer, denn auf seiner Flucht vor sechs Jahren blickte er dem Tod

mehrheit ins Auge.

Der Krieg

Baschar al-Assad tritt im Jahr 2000 als Nachfolger seines Vaters Hafiz al-Assad in die Ämter als Generalsekretär und als Staatspräsident Syriens. Politikwissenschaftlern nach gilt diese Herrschaftsform als Diktatur. Die Situation in Syrien spitzt sich immer weiter zu, bis 2011 der Bürgerkrieg ausbricht. Die Terrororganisation IS treibt zusätzlich ihr Unwesen. Neben der dauernden Angst, den Tag nicht zu überleben, werden immer wieder unangekündigt das Wasser und der Strom abgestellt. Jack nimmt das nicht hin. Das Regime, in dem alle leben müssen, kann und darf so nicht weiter bestehen. Heimlich zettelt er mit Kommilitonen Demonstrationen an. Der Kern besteht aus mehr als zehn Leuten; 200 sind es dann, die auf die Straße gehen und in der Innenstadt demonstrieren. Soldaten schießen erst in die Luft, dann richten sie ihre Waffen auf die Menge. Menschen sterben. Das ist das erste Mal, dass Jack überlebt. Der Abschluss seines Mathe-

matikstudiums bedeutet für ihn: Militär. Soll er fliehen? Jack weiß um einen Freund, der bei der Flucht gestorben ist. Aber viele andere Freunde starben eben auch nicht. Warum also soll nicht auch er überleben? Ein Leben in Syrien ist nicht mehr möglich. Dort gibt es dem Krieg kein entkommen. Er flieht zunächst in den Irak, wo er zwar bleiben, aber nicht arbeiten, keine Familie gründen, nicht leben kann. Er sieht nur diese eine Chance. Also nutzt er sie.

Die Flucht

Vom Irak aus beginnt Jack seine Flucht nach Mardin, das in der Türkei liegt. Eines der ältesten Kloster bietet ihm zwei Wochen lang Schutz – wertvolle Zeit, um zu planen. Von dort aus sind es 18 Stunden Fahrt mit dem Bus bis nach Kaş. Es ist ein warmer Tag im September 2015. Jack Kass Hanna sitzt am türkischen Kiesstrand von Kaş und sieht auf das Meer. Das Licht der Sonne bricht sich im türkisblauen Wasser. Die Wellen ebben an das Ufer. Malerisch sieht die Landschaft aus. Jack aber ist nicht zum Urlaubmachen da.

Wenige Stunden später geht es los. Im Morgengrauen nehmen circa 15 Menschen, darunter auch kleine Kinder, ihren eintausend Euro teuren Platz auf dem Schlauchboot ein. Fünfzig zu fünfzig steht es darum, dass der Platz weit mehr als tausend Euro kostet; dass die Reisenden mit ihrem Leben bezahlen werden. Fünfzig zu fünfzig steht es: Leben oder Tod.

20 Minuten, sagt der 19-jährige Schlepper, dauert die Überseefahrt vom türkischen Ort Kaş zur griechischen Insel Kastellorizo. Das ist gelogen. Es ist vier Uhr morgens. Zwei Stunden sitzen sie dicht an dicht aneinander gepfercht und alle haben nur ein Ziel: Überleben. Jack Kass Hanna sitzt ängstlich in diesem grauen, drei Meter langen Gummi-

boot. Unter ihm, neben ihm, von allen Seiten reißen Wellen des offenen Meeres das Boot hin und her. Der junge Mann trägt einen Rucksack bei sich. Gepackt hat er einen Wechselpullover, eine Hose und Akkus. Um die Brust hängt ihm eine schwarze Umhängetasche. Die drückt er fest an sich, denn darin sind seine Papiere und Dokumente aufbewahrt. Sein Beweis, am Leben gewesen zu sein; schwarz auf weiß. Sein Leben und seine Zukunft hat er in eine Umhängetasche gepackt, die kleiner ist als ein Schuhkarton.

Während die Insassen des Bootes auf dem offenen Meer um ihr Leben bangen, denkt der damals 24-Jährige an seine Mutter. In den zwei Stunden, die sich anfühlen wie Jahre, denkt er nicht darüber nach, wie es für ihn wäre zu sterben, sondern welches Leid er damit seiner Mama zumutet. Sie kann seit Wochen schon nicht schlafen, weiß aber in dieser schlaflosen Nacht nicht, dass der Arm des Todes sich gerade nach ihrem Sohn ausstreckt. Jack sieht in den Himmel. Die Sterne leuchten hell. Wegen der Quallen leuchtet es auch im Wasser unter ihm. Und er ist dazwischen. Zwischen Himmel und Tod.

Die Jüngste auf dem Boot ist Sham. Sie ist drei Jahre alt. Niemand darf sich ruckartig bewegen, sonst kippt das Boot. Ein kleines Kind versteht das nicht, also legen die Eltern ihr eine schwere Tasche auf die Beine, damit sie nicht zappelt. Jack, der selbst mit Geschwistern aufwuchs, versucht sie abzulenken. Um ihn und Sham herum beten die anderen. Es sind alles Muslime. Alle außer er. Trotzdem soll er mitbieten. Er kann das Mädchen nicht beruhigen, Sham weint. Zwei Stunden lang.

Bis nach Kastellorizo schaffen sie es nicht, weil das Boot kentert. Jack kann schwimmen und erreicht eine Insel. Sandstrand, gepflegte Grünflächen,

Palmen – nein, eine solche Insel ist es nicht. Spitze, scharfe Felsen sind es, an denen die Wellen des Meeres zerschellen. Dort bringt er erst mal seine Umhängetasche und seinen Rucksack in Sicherheit. Seine nasse Jacke zieht er aus, damit sie ihn nicht weiter herunterzieht. Dann geht er wieder hinein in das Meer, um all jenen zu helfen, die nicht schwimmen können. Er schafft es, sie mit drei weiteren Männern nacheinander an Land zu ziehen. Als er die Hand von Sham, dem dreijährigen Mädchen greift, klammert sie sich fest an ihn. „Den Moment, als ich sie an sah, werde ich nie vergessen. Ich habe die pure Todesangst in ihren Augen sehen.“

Einige Gepäckstücke sind schon kaum mehr in Sichtweite – so wie das Schlauchboot, das weit im Meer davon treibt. Auch Jacks Jacke ist verloren. Aber das ist egal. Was zählt, ist, dass alle überlebt haben; Jack schon zum zweiten Mal. Sie müssen weg von diesen Felsklippen und nach Kastellorizo. Nur wie? Jacks Handy ist das Einzige, das noch funktioniert. Er hatte es in mehrere Plastiktüten eingewickelt und in seiner Umhängetasche verstaut.

Er kontaktiert die griechische Polizei per WhatsApp, schickt eine Sprachnachricht auf Englisch und bittet um Rettung. Die Sprachnachricht wird abgehört, dann wird er blockiert. In den sozialen Medien findet er eine ehrenamtliche syrische Gruppe in der Türkei, die den Kontakt zur griechischen Polizei herstellt und dafür sorgt, dass ein Motorboot sie abholt. In Kastellorizo angekommen geht es dann weiter mit einem großen Schiff nach Athen. 24 Stunden dauert die Fahrt.

Fadi, der Vater von Sham, seine Frau und die anderen beiden Kinder, die zu dem Zeitpunkt sieben und acht Jahre alt sind, freunden sich mit Jack an. „Ich habe mich irgendwie verbunden mit ihnen gefühlt.“ Sie bleiben während der weiteren

Flucht zusammen. Von Athen in Mazedonien angekommen, wollen sie Zeit gewinnen und nehmen gemeinsam ein Taxi, um an die serbische Grenze zu gelangen. Auch wollen sie nicht auffallen, lieber schnell durch dieses Land kommen, damit keine Fingerabdrücke von ihnen genommen werden und sie als Flüchtlinge nicht in diesem Land Europas bleiben müssen. Fadi hat einen Freund, der die gleiche Fluchtstrecke kürzlich erst zurücklegte. Im Taxi telefoniert er via Lautsprecher mit ihm und wird gewarnt, die Taxifahrer seien gefährlich. Sie würden den Fliehenden das nehmen, was sie noch haben – ihre Organe. „Ok, bleibt wach und beschreib' mir, an welchem Ortsschild ihr gerade seid“, fragt der Freund am Telefon auf Arabisch und erklärt den weiteren Weg. „Ihr müsstet jetzt immer nur geradeaus fahren“, sagt er. Dann aber geht plötzlich alles ganz schnell. Der Fahrer drückt aufs Gas. Mit 80 Kilometer pro Stunde rast er durch das kleine Dorf, reißt das Lenkrad nach links, die Tachonadel bewegt sich weiter nach rechts. „Was machst du?“, schreit Jack ihn auf Englisch an. Keine Reaktion. Nicht mal ein Zucken. „Alles ok“, winkt der Taxifahrer schließlich gebrochen ab. Dann hält er ruckartig an, kommt vor einem großen Tor zum Stehen. Es ist weit nach Mitternacht. Wirklich sehen können die Insassen auf der Rückbank nicht, wo sie sind. Sie hören den Fahrer etwas rufen, verstehen aber nicht, was. Die Männer im Taxi sehen sich an und wissen, wenn sie sitzen bleiben, werden sie sterben. Jack dreht sich zu Fadi: „Wir müssen flüchten! Jetzt!“ Jeder der Erwachsenen schnappt sich eines der Kinder und reißen die Türen auf. Jack hält Sham fest im Arm. Sie rennen so schnell ihre Beine sie tragen können.

„Ich konnte nicht nur an mich denken und die Familie einfach zurücklassen. Ich musste ihnen helfen.“

Jack überlebt zum dritten Mal. In Serbien dann ist die Grenze geschlossen. Es ist sehr kalt und Jack trägt immer noch keine Jacke. Er und Fadis Familie haben jetzt große Angst vor den Taxifahrern. Sie finden aber einen, der französisch spricht; ein Glück, denn Fadi hat in Syrien Französisch studiert. Sie fahren nach Belgrad, um dort für eine Nacht in einer Absteige zu übernachten, nach Tagen endlich zu duschen und weiter zu planen. Sie wissen nicht, wann die Grenze in Serbien geöffnet wird, stellen sich darauf ein, zwei oder drei Nächte vor der verschlossenen Grenze zu übernachten. Darum kaufen sie Utensilien, die sie umfunktionieren, um ein Zelt zu bauen. In dem neun Quadratmeter-Zelt schlafen sie. Sie und alle, die noch reinpassen – das sind 20 Leute. „Kalt war uns dann nicht

mehr“, sagt Jack und lacht. Von Serbien über Kroatien geht es mit dem Zug nach Slowenien und von dort sieben Stunden Fußmarsch weiter zum Camp, in dem es nur zwei Zelte gibt, die für Frauen und Kinder reserviert sind. Alle Männer schlafen über dem kalten, dreckigen Boden verteilt und es gibt kein Wasser, kein Essen. Nichts. Für Jack fühlt es sich so an, als sei er ein Jahr in diesem Camp. In Wirklichkeit ist er nur einen Tag dort.

Zu diesem Zeitpunkt weiß er noch nicht, dass er das Schlimmste endlich überstanden hat, er bald nicht mehr um sein Leben bangen muss und es nicht mehr lange dauert, bis er auf Menschen trifft, die gut zu ihm sind. Er wird diese Flucht überleben. Als einer der Besten wird er seine deutschen Sprachprüfungen bestehen und seinen Master in Mathematik machen. Er weiß nicht, dass all das sein Leben sein wird.

15 Tage dauert es, bis er in der deutschen Hauptstadt Berlin steht. Als er ankommt, trägt er eine Jacke, die nicht seine ist. Seine wurde von den Wellen des Meeres weggeschwemmt. Silberglänzend ist die Neue und passt ihm nicht. Das ist aber egal. Er hat es geschafft. Er hat überlebt. Genau wie Fadi, seine Frau und die drei Kinder, die heute in Schweden leben. Die gegenseitige Verbundenheit lässt den Kontakt trotz Distanz und religiöser Unterschiede bis heute nicht abreißen.

Die Ungewissheit

Wer Jack Kass Hanna trifft, sieht in braune, warme Augen. Ein adretter junger Mann, der mit beiden Beinen im Leben steht, bereit ist, in zwei oder drei Jahren zu heiraten und eine Familie zu gründen. Aufrecht geht er durch die Kölner Straßen, ist höflich, benutzt in Gesprächen Worte wie „Hypothese“ oder „Vitamin B“. An diesem sonnigen Tag trägt Jack eine Wildlederjacke. Sie ist braun, passt wie angegossen und ist farblich auf seine Schuhe abgestimmt. Auf der Nase sitzt eine Sonnenbrille. In Deutschland ist er nicht zum Urlaubmachen, hier ist er zu Hause.

Jack hofft, dass sein Bruder nach Deutschland kommen darf und bangt gleichzeitig um den Fall, dass es nicht klappt. Für eine feste Stelle hat Jack sich schon in Rheinland-Pfalz beworben. Er ist bereit umzuziehen und Johny in Deutschland nach sechs Jahren in die Arme zu schließen. Hoffentlich. Vielleicht, so sagt er, wird das Angebot der Online-Vorlesungen auch nach Überstehen der Corona-Pandemie weiter fortgeführt. So könnte er seinen Traum leben, Astronomie studieren, arbeiten und gleichzeitig für seinen Bruder da sein. Vielleicht.



Jack Kass Hanna mit Fadi und seiner Familie. Tochter Sham ist die Jüngste.

FOTO: OH